

Beilage

zur

„Idsteiner Zeitung“

Nr. 150.

Dienstag, den 23. Dezember

1919.

Zwei Christabende

Von Theodor Eide.

Nachdruck verboten.

„Ich habe die Pflicht, die Wahrheit zu erforschen,“ erwiderte mit eiserner Ruhe der Polizeiinspektor, „und werde tun, was ich zu diesem Zwecke für geeignet halte. Wenn ich deshalb jetzt eine Hausdurchsuchung —“

Jansen war entrüstet aufgesprungen, als er das Wort vernahm. Doch ehe er ein Wort erwidern konnte, öffnete sich die Tür und Frau Anni trat aufgeregt herein: „Philipp! Philipp!“ rief sie, blieb jedoch erschrocken stehen, als sie die Herren bemerkte. Das Schlafzimmer, in dem sie Toilette gemacht hatte, lag so abgesondert, daß sie von der Ankunft der seltsamen Besucher nichts gehört hatte.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ sagte sie verwirrt, „ich wußte nicht, daß Sie hier waren.“

Sie wollte schnell zurüdtreten, doch noch schneller war der Beamte an ihrer Seite.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, was ist das für ein Päckchen, das Sie dort in der Hand haben,“ fragte er eifrig.

„Das Päckchen? Ich weiß es nicht“, stammelte sie.

„Aber ich weiß es,“ sagte der Beamte triumphierend, indem er das Päckchen an sich nahm. „Herr Goldheim, kennen Sie dieses Päckchen?“ fragte er dann, sich an den Kassierer wendend.

„Allerdings“, meinte dieser und tat, als sei er im höchsten Grade überrascht. „Es sind die Banknoten, die ich vermißte.“

Jansen war bleich wie der Tod geworden, als er die letzten Worte hörte. „Um Gottes Willen, Frau!“ rief er verzweifelt, „wie kommst Du zu dem Päckchen?“

„Ich fand es in einer Tasche Deines Ueberziehers“, antwortete die junge Frau, indem sie angstvoll auf den Gatten blickte, der sie wie ein Wahnsinniger anstarrte.

„In — der — Tasche meines — Ueberziehers?“ kam es zitternd von Jansens Lippen. „Mein Gott, bin ich denn wahnsinnig geworden! Aber so sehen Sie mich doch nicht an, als wenn ich ein Dieb wäre! Sie, Herr Eisefeld und Sie, Herr Walthers, Sie können doch nicht glauben, daß ich Ihnen etwas genommen habe?“

„Ich kann es nicht glauben und will es nicht glauben, erwiderte Eisefeld, „aber haben Sie denn keine Erklärung dafür, wie die Noten in die Tasche Ihres Ueberziehers gekommen sind?“

„Nein, ich weiß es nicht“, erwiderte ver-

zweifeln der unglückliche Jansen. „Der Teufel selbst muß seine Hand im Spiel gehabt haben, ich weiß es nicht.“

„Aber um Gottes Willen!“ rief Frau Jansen, angstvoll von einem zum andern blickend, „was bedeutet dies alles?“

„Das bedeutet,“ erwiderte der Beamte, „daß diese selben Banknoten im Betrage von 10 000 Mark, die Sie soeben im Ueberzieher Ihres Mannes gefunden haben, gestern aus dem Geldschrank der Firma Eisefeld und Walthers gestohlen wurden.“

„Philipp, um Gottes Willen!“ kam es mit einem erschütternden Schrei von den Lippen Frau Anni's. „Aber das ist ja Torheit“, fuhr sie fort. „Mein Mann sollte — nein, Gott bewahre mich, daß ich nur daran denken sollte. So sag' doch, Philipp, wo dies Päckchen herkommt.“

„Ich weiß es nicht, mein Annerl!“ rief in wilder Verzweiflung Jansen; „bei Gott, ich weiß es nicht.“

Der einzige Mensch im Zimmer, der wirklich wußte, daß Philipp Jansen die Wahrheit sprach, sagte nichts. Wohl war er nicht schlecht genug, um nicht tausend Mal die Tat zu bereuen, als er den Jammer der jungen Frau sah, doch alles wieder gut zu machen dadurch, daß er sich selbst als Täter hinstellte, dazu fand er nicht den Mut.

„Sie irren sich auch nicht, Goldheim?“ wandte sich Walthers zu diesem; „es ist wirklich dasselbe Päckchen, das Sie vermissen?“

„Es ist leider kein Zweifel möglich, Herr Walthers.“

„Auch der Inhalt stimmt“, bemerkte der Beamte, der das Päckchen inzwischen geöffnet hatte. „Es sind 10 000 Mark darin. Es bleibt mir hiernach nichts anderes übrig, als Sie, Herr Jansen, wegen dringenden Verdachtes des Diebstahls zu verhaften.“

„Ein erschütternder Schrei kam von den Lippen der jungen Frau, die ohnmächtig in den Armen ihres Gatten zusammenbrach.“

* * *

Die Kunde von der Verhaftung Philipp Jansens ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Der junge Kaufmann hatte viele Freunde und es war keiner unter ihnen, der ihn eines solchen Verbrechens für fähig gehalten hätte. Aber es war ja kaum ein Zweifel möglich; wohl kam dem einen oder anderen der Gedanke an die Wahrheit, doch da nicht der geringste Anhalt dafür vorhanden war, so hütete sich jeder wohl, den Verdacht auszusprechen. Vergeblich waren alle Bemühungen der Freunde Jansens, diesen von dem furchtbaren

Verdachte zu befreien; der Beweis seiner Schuld war zu klar. Die Verteidigung konnte nichts anderes, als den makellosen Charakter des Schuldigen in die Waagschale legen und das war dem einen schweren Schuldbeweis gegenüber zu wenig. So konnte es nicht ausbleiben, daß Philipp Jansen zu langer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Zwei Monate nach jenem glücklichen Weihnachtsabend verschwand er hinter den Mauern des Gefängnisses, um dort eine Schuld zu büßen, die zu begehren vielleicht niemand unfähiger war, als er.

* * *

Vier Jahre sind vergangen, wieder ist der Winter gekommen mit seinen dunklen Abenden und seinem kalten, häßlichen Wetter, der Schrecken der armen Leute, die kein warmes freundliches Heim ihr Eigen nennen, sondern nur gar zu oft Hunger und Frost erdulden müssen.

In einem ärmlichen Vororte derselben Stadt, in dem der erste Teil dieser Geschichte sich abgespielt hat, wohnte in einem elenden Zimmer, das nur die allernotdürftigste Ausstattung hatte, Frau Anni Jansen; nicht allein, sondern mit ihrem Töchterchen, das wenige Monate nach jenem Unglückstage, der ihr den Gatten entriß, geboren war. Was hatte die arme kleine Frau in diesen vier Jahren alles durchmachen müssen! Eltern oder wohlhabende Verwandte, die ihr hätten helfen können, besaß sie nicht und die Verwandten ihres Mannes hatten sich entrüstet abgewandt von der Frau des Mannes, der nur Schande über die Familie gebracht hatte. Doch Anni Jansen war Arbeit gewöhnt und sie hatte mit doppelter Energie gearbeitet, da sie nicht nur für sich, sondern auch für ihr Kind zu sorgen hatte. Oft war es ein harter, bitterer Kampf gewesen, oft war sie nahe daran gewesen, zu verzweifeln, aber immer, wenn die Not am größten war, kam eine unerwartete Hilfe und erfüllte sie mit neuem Lebensmut. Doch zu der Zeit, wo dieser Teil unserer Geschichte beginnt, sah es gar traurig aus. Die unglückliche junge Frau saß mit ihrem Töchterchen in ihrem ärmlichen Zimmer, das von keinem andern Licht erhellt war, als von den schwachen Strahlen, die aus dem bescheidenen Feuer hervorleuchteten das im Ofen glühte. Da Frau Jansen unablässig zu arbeiten pflegte, so war die kleine Paula — so hieß Philipp Jansens Tochter — nicht daran gewöhnt, im Dunkeln zu sitzen.

„Weshalb machst Du kein Licht, Mutter?“ fragte sie schließlich. „Es ist so schrecklich, im Dunkeln zu sitzen.“

„Ich habe weder Petroleum noch eine Kerze im Hause, mein Kind und auch kein Geld, etwas zu kaufen“, antwortete mit Tränen in den Augen die Mutter. „Du mußt es schon ertragen, mein Herzenskind.“

„Weine nicht, Mütterchen“, sagte Paulchen und schlang die Arme zärtlich um der Mutter Hals.

„Armes Kind, was soll aus uns werden?“ erwiderte Frau Jansen und drückte seufzend ihren kleinen Liebling an sich. „Ich fühle mich ja so schwach und krank, daß ich mich kaum noch aufrecht halten kann.“

„Kommt Vater denn noch nicht wieder?“ fragte die Kleine dann, wohl zum tausendsten

Male in ihrem jungen Leben. Als sie begreifen gelernt hatte, daß andere Kinder einen Vater hatten und sie nicht, hatte sie natürlich die Mutter gefragt und diese hatte sich wohl gehütet, dem Töchterchen die Wahrheit zu sagen, sondern hatte eine Geschichte erfunden, wie es kam, daß der Vater so lange fort war.

„Ach, ich weiß es nicht, mein Kind“, antwortete sie traurig.

Aber Du sagtest doch, Mutter, daß er bald kommen würde. Ich habe meinen Vater doch noch gar nicht gesehen. Ich möchte gerne, daß er käme und mich in den Arm nähme und küßte.“

„Mein Kind, mein liebes Kind, der liebe Gott wird ihn uns hoffentlich bald wieder geben“, erwiderte die Mutter und heiße Tränen rannen über das gramdurchfurchte Antlitz.

Frau Jansen glaubte fest an ihres Gatten Unschuld, wie sehr auch der Schein gegen ihn sprechen mochte und in all der Not und dem Elend, das sie durchkämpfte, hatte die Hoffnung, daß ihr Gatte einst seine Unschuld erweisen und als ehrlicher Mann zurückkehren werde, ihr wie ein leuchtender Stern vorgeschwebt. Jeden Abend hatte sie zu Gott gebetet, daß er ihr Kraft verleihen möge, so lange den harten Kampf mit dem Leben weiter zu führen, bis diese ihre einzige große Hoffnung erfüllt wäre. Nun war ja die Zeit nicht mehr gar so fern, daß Philipp Jansens Strafzeit ablief, doch noch war keine Hoffnung, daß der Verdacht jener entehrenden Schuld, die den Unglücklichen jahrelang hinter den Mauern eines Gefängnisses gebannt hatte, von ihm genommen wurde. Diese Sorge quälte die arme Frau furchtbar; dazu kam die äußerste materielle Not, wie sie bislang noch fern geblieben war. War es ihr mit ihrem Töchterchen auch oft knapp genug ergangen, eigentliche Not hatten sie doch nicht erleiden brauchen. Jetzt war es so weit gekommen, wie wir gesehen haben. Sie hatte nicht einmal mehr Licht im Hause. War es ein Wunder, daß der von Entbehrungen und Ueberanstrengungen ausgezehnte Körper der armen Frau endlich zusammenbrach? Als am nächsten Tage auf Veranlassung der Zimmernachbarn der Armenarzt des Distrikts, Dr. Petri, zu ihr kam, konstatierte er ein schweres Nervenfieber und ordnete ihre Ueberführung in das städt. Krankenhaus an, während die kleine Paula einer Kinderbewahranstalt übergeben wurde.

* * *

Während Frau Jansen im Krankenhause mit dem Fieber kämpfte, lag auch in einem hübschen Hause derselben Stadt ein Mann auf dem Krankenlager. Er war noch kein alter Mann, doch dem bleichen Antlitz war schon der Stempel des Todes aufgeprägt. Todesgedanken waren es auch, die die Seele des sterbenden Mannes erfüllten. Er blickte zurück auf sein vergangenes Leben und der Gedanke an den Tod wurde ihm leichter dadurch, daß er sich hätte sagen dürfen: wenn Du auch menschlich im Leben gesehlt hast, so hast Du Dich doch alle Zeiten bemüht, den rechten Weg zu wandeln.

(Schluß folgt.)